

Midnight Dancer
Geheimnis auf vier Beinen

Sabrina Fackler

Sabrina Fackler

Midnight Dancer - Geheimnis auf vier Beinen

Teising, August 2019

ISBN: 978-3-9819799-6-1

Alle Rechte am Werk liegen beim Autor:

Sabrina Fackler

Cover: Jessica Auer

*Für Silber,
das beste Pferd der Welt*

Ein Pferd weiß, wenn Du traurig bist
Es weiß, wenn Du glücklich bist
Es weiß, wenn Du zuversichtlich bist
Und es weiß *immer*, wenn Du Karotten dabei
hast!

- Autor unbekannt -

1. Das Leben ist (k)ein Ponyhof
2. Ein arbeitsreicher Tag
3. Der ganz normale Wahnsinn
4. Eine furchtbare Entdeckung
5. Herz über Kopf
6. Der Klepper und das Baby
7. Ein Pferd namens Midnight
8. Der erste Schritt
9. Der Miesepeter
10. Lichtblicke
11. Tänzerin
12. Unverhofftes Wiedersehen
13. Ärger im Paradies
14. Shitan
15. Arbeit, Arbeit, Arbeit...
16. Das wahre Gesicht
17. Was jetzt?
18. Revanche
19. Turnier auf dem Mooshof
20. Katastrophe im Reitstall
21. Ende gut ...

Das Leben ist (k)ein Ponyhof

„Lika, kommst du?“

Der Kopf meiner kleinen Schwester Maia erschien in der Küchentür. Ihre halblangen, blonden Haare waren bereits gekämmt, ganz anders als die ihrer Zwillingsschwester Alessandra, die mir gegenüber saß. Die beiden waren so unterschiedlich wie Tag und Nacht; Maia war ordentlich, immer freundlich und ruhig, zierlich und sah mit ihren blonden Haaren und dem lieben Gesicht aus wie ein Engel – genau wie unsere Mutter. Alessandra kam eher nach Paps: zerzauste dunkle Haare, freches Gesicht, immer in Bewegung – eine waschechte Italienerin.

Ich nickte und trocknete die letzte Schüssel ab, damit der Abwasch nicht wieder bis nach der Schule stehen blieb.

Das Gymnasium, das wir alle drei besuchten, war in Buchen, der nächst größeren Stadt nahe Alsdorf, unserem Heimatort. Wir fuhren wie üblich mit dem Rad; Lessa, die die Zeit stoppte, verkündete außer Atem, dass wir es bei diesem Tempo nicht ganz schaffen würden, unseren Rekord von fünfzehn Minuten für sieben Kilometer zu unterbieten; ob wir denn nicht noch etwas schneller strampeln könnten? Maia verdrehte nur die Augen und warf mir einen leidgeprüften Blick zu.

An der Schule beeilten wir uns, rechtzeitig in die erste Stunde zu kommen. Sina Behr, meine beste

Freundin, saß mit sorgenvoller Miene auf ihrem Platz und blickte gerade zur Tür, als ich beim letzten Klingelton hereingerannt kam und mich auf meinen Stuhl fallen ließ.

„Wieso bist du so spät?“, zischte sie mir zu. „Das Übliche?“

„Ja, größtenteils.“ Ich steckte den Kopf unter den Tisch, um im Rucksack nach meinem Physikbuch zu graben. „Die Zwillinge wollten wieder mal nicht aufstehen, dann der übliche Morgenstress ...“

„Du Arme. Ich hätte da schon lange keinen Bock mehr da...“

„Würden die Damen in der ersten Reihe bitte ebenfalls aufpassen? Gute Noten verschaffen keine Kaffeeklatsch-unterm-Unterricht-Erlaubnis.“

Herr Santer war der einzige Lehrer, der uns einfach nicht in Ruhe lassen konnte. Ich meine, prinzipiell hatte er ja Recht, aber statt sich auf Philip und Patrick zu konzentrieren, die gerade Kaugummis in die Haare der vor ihnen sitzenden Melanie schmerten, oder Robert und Lukas, die sich mit Laura und Julia einen wilden Papierkügelchenkrieg lieferten, rief er Sina und mich zur Ordnung.

„Nun, Angelika, könntest du mir bitte die drei gängigen Temperatur-Einheiten nennen?“

„Ja. Fahrenheit, Celsius und Kelvin.“

„Und wie rechnet man 1°C in Fahrenheit und Kelvin um?“

„ 1°C mal 1,8 plus 32 ergibt $33,8^{\circ}$ Fahrenheit. 1°C plus 273 ergibt 274 Kelvin.“

Herr Santer setzte eine leicht säuerliche Miene auf. Er versuchte immer, mich auf dem falschen Fuß zu erwischen – bis jetzt war ihm das noch nicht gelungen. Plötzlich ertönte ein lauter Schrei. Melanie hatte den Kaugummi in ihren Haaren entdeckt.

„Was ist denn jetzt schon wieder los?“

Melanie ignorierte die Frage des Lehrers, packte ihr Physikbuch und drosch es Philip und Patrick blitzschnell auf den Schädel, bevor es jemand verhindern konnte. Herr Santer öffnete den Mund, doch bevor er auch nur „Piep“ sagen konnte, unterstützten die anderen Mädchen Melanie; die Jungs sprangen von den Stühlen auf und flüchteten. Im Handumdrehen war die schönste Schlacht im Gange. Während Herr Santer vergeblich versuchte, für Ruhe zu sorgen, grinsten Sina und ich uns an; Sina beugte sich übers Pult zur Tasche des Lehrers, zog das Hausaufgabenheft zu uns herüber und schlug es auf. Während ich die Seite mit dem heutigen Tag suchte, passte Sina auf, dass Herr Santer nichts bemerkte. Ich hatte die Seite gefunden und schrieb gerade die letzte Aufgabe ab, als sie mir auf den Fuß stieg. Ich ließ das Heft blitzschnell unter meinem Physikbuch verschwinden und stützte meinen Kopf betont gelangweilt auf meine Ellenbogen. Der Lehrer wandte sich wieder ab; ich steckte das Heft flink zurück in seine Tasche und begann mit den Hausaufgaben. So etwas passierte in fast jeder Physikstunde früher oder später; Herr Santer schaffte es einfach nicht, die Klasse ruhig zu halten. Allerdings

musste man dazusagen, dass unsere Klasse einfach die schlimmste des ganzen Jahrgangs, ja der ganzen Schule war. Bei den Lehrern wusste jeder, was mit 9e gemeint war: Die „Entsetzliche Neunte“.

Meistens war nach zehn Minuten wieder Ruhe, so auch heute. Während unser Lehrer eine Strafpredigt hielt und dann mit dem Unterricht fortfuhr, erledigte ich schnell die Hausaufgaben. Sina fing von vorn und ich von hinten an, dann schrieb jeder den anderen Teil ab. Wir schafften es genau rechtzeitig, bevor die Glocke schrillte und Mrs New, unsere Englischlehrerin, hereinplatzte. Sie stammte aus Amerika und schaffte es als eine der wenigen Lehrer irgendwie, nicht einmal bei unserer Klasse den Enthusiasmus zu verlieren. Ihr Unterricht war gut, wenn auch für meinen Geschmack von etwas zu vielen Hausaufgaben gefolgt. Anschließend hatten wir noch Geschichte bei Herrn Hecker – ein nicht unsympathischer Lehrer, wenn er auch immer so leise redete, dass selbst ich in der ersten Reihe mich anstrengen musste, um etwas zu verstehen. Er schrieb gerade die Hausaufgaben auf – sich in der Bücherei oder dem Internet über den ersten Weltkrieg informieren – als die Pausenglocke schrillte. Hastig packte Herr Hecker seine Sachen zusammen und eilte aus dem Klassenzimmer. Ich schnappte mir einen Stift und das Zeug für Englisch und folgte Sina, um mich wie immer mit ihr in die Bücherei zu verziehen.

„Langsam wird es echt nervig, findest du nicht auch?“

„Du meinst das Gebrülle im Unterricht? Ja, das ist einfach unmöglich. Komm, da links ist noch ein Tisch frei.“

Wir steuerten auf den letzten freien Tisch zu und erwischten ihn gerade noch rechtzeitig, bevor ein paar Achtklässler ihn besetzen konnten. Ich schlug Buch und Heft auf und begann mit den Hausaufgaben, die ich für gewöhnlich soweit wie möglich in den Pausen erledigte, während Sina sich ein Buch auslieh und las. Ich erledigte meine Hausaufgaben immer in der Pause; das war die einfachste Methode, mehr Freizeit zu haben.

Der Schultag zog sich wie üblich ein wenig, aber schließlich schrillte der Gong dann doch und dann schob ich mein Rad aus der Fahrradgarage und schwang mich in den Sattel. Durch die Stadt hindurch ging es wie üblich ein wenig zäh, aber sobald ich auf den Feldweg abbog, trat ich kräftig in die Pedale. Die Luft war frisch, rund um mich herum zwitscherten Vögel um die Wette, der Wind fuhr mir in die langen Haare, und ich genoss es, einfach nur zu fahren. Vor Kurzem hatte mal ein entfernter Bekannter zu meiner Mutter gesagt, er bewundere uns Mädchen, dass wir jeden Tag Rad fuhren. Ich hatte mir ein Lachen verbeißen müssen – das Radfahren war reine Gewohnheit und die einzige Möglichkeit, von A nach B zu kommen. Unsere Eltern

waren als Ärztin und Reitlehrer den ganzen Tag in der Arbeit; da gab es niemanden, der uns mal eben schnell von A nach B chauffieren konnte, weil wir gerade keine Lust auf Bewegung hatten.

Ich ließ mein Rad den kleinen Berg zum Reiterhof hinunterrollen, glücklich die vertrauten Gerüche einatmend. Den Haargummi in den Zähnen marschierte ich die Auffahrt hinauf, mir im Gehen die Haare zusammen bindend. Als ich die Stalltür öffnete, ertönte ein dunkles Wiehern, in das andere einfielen; sieben Ponyköpfe lugten über das Gitter des Offenstalls, doch ich hatte nur Augen für einen davon: Silberweißes, seidiges Fell, intelligente, fast schwarze Augen, geblähte Nüstern ... Silver Shadow. Unser Pferd. Sie erwartete mich mit gespitzten Ohren und wieherte erneut, erwartungsvoll. Ich wusste, dass ich eigentlich keine Zeit dafür hatte, aber wie jedes Mal ignorierte ich das einfach und trat ans Gitter, um sie zu begrüßen. Sie stieß mich leicht mit dem Kopf an, was mich zum Lachen brachte; ich fuhr den Wirbel auf ihrer Stirn in alle Richtungen nach, berührte die weiche Haut zwischen ihren Ohren und lächelte, als sie den Kopf senkte und schnaubte.

Während ich sie so streichelte, spürte ich, wie ich innerlich ganz ruhig, zufrieden und von tiefem Glück erfüllt wurde. Das war immer so, wenn ich bei Silber war. Oft genügte es sogar, wenn ich an sie *dachte*. Ich wusste es besser, als so etwas je laut auszusprechen, aber für mich war das einfach Pferde-

magie – dieses gewisse Etwas, das sich nicht anders erklären ließ.

Nach etwa fünf Minuten musste ich mich losreißen, wenn auch nur widerstrebend. Ich drückte Silber einen Kuss auf die Stirn und ging aus dem Stall, um den Schubkarren und die Mistgabel zu holen.

Der Stall war heute noch nicht gemistet worden – wie üblich blieb das mir überlassen. Ich begann drinnen, wobei ich immer ein wenig aufpassen musste, da Odin – ein kleiner, schwarzer Shetty-Wallach – jede Gelegenheit nutzte, um den Inhalt des Schubkarrens zu untersuchen; und das ging nun mal am besten, wenn der Karren umgeworfen und sämtlicher Inhalt auf dem Boden verteilt war. Lakota, eine gescheckte Shetty-Stute, half ihm dabei nur zu gern. Ich mistete zügig; ich machte es oft genug, um jeden Handgriff genau bemessen einsetzen zu können. Früher hatte ich mir beim Misten oft Zeit gelassen, den Ponys zugesehen und ein paar Mal sogar zugelassen, dass Odin und Lakota den Schubkarren umwarfen. Jetzt hatte ich diese Zeit nicht mehr, doch ich bedauerte es nur selten: Dafür hatte ich jetzt Silber, und das war jede Mühe wert.

Nachdem ich bei den Großen gemistet hatte, ging ich zu den Kleinen. Die Bezeichnungen bezogen sich nicht auf die Größe der Ponys, sondern die des Stalles. Bei den Großen standen siebzehn Ponys, bei den Kleinen nur sechs. Dann gab es noch die Boxen, in denen die Einsteller standen: Monty, Piri, Pamina, Gräfin, Zephyr und Shitan. Auch Pascha stand

dort; er gehörte Anna, der Mutter des Hofbesitzers Gunther. Gunther hatte seiner Mutter den großen Shire-Wallach vor zwei Jahren zum Geburtstag geschenkt.

Bei den Kleinen wurde ich ebenfalls von erwartungsvollem Wiehern begrüßt. Hier standen nur Jungs: Manitou, Taifun, Pirat, Blakkur, Smokey und Prinz. Da Manitou und Taifun Hengste waren, konnte man bei ihnen keine Stuten dazustellen. Taifun war, entgegen seines Namens, ein ziemlich braves Pony; er ging oft im Reitunterricht und bei Ausritten. Manitou hingegen war alles andere als einfach im Umgang, und es gab nur drei Leute, die einigermaßen mit ihm klar kamen: Meine Schwester Alessandra, eine Reitschülerin namens Jenny - und ich.

Da Jenny nur einmal die Woche zum Reiten konnte und meine Geschwister wegen der Schule nur am Wochenende durften, blieb Manitou den Rest der Zeit mir überlassen. Er war kein böses oder besonders schwieriges Pferd, er wollte nur genau wissen, wer der Boss ist. Gunther und Vicky hätten ihn auch schon längst verkauft, wenn sie nicht durch Zufall herausgefunden hätten, dass er gigantische Erbanlagen hatte. Mittlerweile war er ein ziemlich gefragter Deckhengst und verdiente damit - und mit gelegentlichen Turnieren und Showeinlagen - sein Geld. Ich hatte das Glück, seine Trainee, Reiterin, Managerin und sein Stallmädchen gleichzeitig zu sein, was manchmal nervenzerfet-

zend, hin und wieder frustrierend und oft anstrengend war ... aber um nichts in der Welt würde ich ihn missen wollen.

Eine freche Ponynase stieß mich von hinten leicht an. Manitou schob seinen Kopf unter meinen Arm und ich musste lachen. „Ja, schleim dich nur ein. Gib's zu – du weißt genau, was ich denke.“

Ich rubbelte liebevoll die Stelle zwischen seinen Augen, an der es ihn immer juckte, und leistete im Geiste Abbitte dafür, dass ich manchmal schlecht über ihn dachte.

Ich bin echt ein Jammerlappen. Wundervolle Ponys und Pferde überall um mich herum, die ich pflegen und reiten darf, und das beste von ihnen gehört uns. Was will man mehr?

Ein arbeitsreicher Tag

„... und dann hat sich noch ein Mann gemeldet, der mit seinen zwei Töchtern für einen geführten Ausritt vorbeischaun will, auch um zwei. Ponys kannst du dir selber aussuchen, ja?“

Vicky drehte sich mit einem flüchtigen Lächeln in meine Richtung um, ohne eine Antwort abzuwarten – sie war in Gedanken sicher schon bei ihrer Tochter. Ich sah ihr einen Augenblick nach, wie sie in Richtung Haupthaus marschierte, dann wandte ich mich wieder dem Misten zu. Die Arbeit erledigte sich nicht von selbst und wenn ich jetzt trödelte, ging mir das nachher von der Zeit fürs Reiten ab. Also sortierte ich geistesabwesend gutes Einstreu von schlechtem und warf Gabel um Gabel auf den Schubkarren, schob neugierige Ponynasen und schlecht geparkte Ponyhintern aus dem Weg und teilte im Kopf die Ponys für die Reitstunde ein. Wenn ich gleichzeitig mit zwei Ponys in den Wald gehen sollte, brauchte ich dafür ein „Pärchen“, also zwei, die sich vertrugen und nicht die ganze Zeit versuchten, sich zu zanken. Meistens nahm ich bei solchen Gelegenheiten Susi und Strolchi, zwei Exmoor-Ponys, die sich bestens verstanden und ziemlich brav im Umgang waren. Und die Reitschüler ...

Maja und Luisa haben in letzter Zeit immer Jolly Jumper und Mogli bekommen. An die haben sie sich mittlerweile schon gut gewöhnt. Vielleicht ein wenig zu gut? Ja, ich glaube, ich gebe ihnen heute mal wen ande-

res. Und wenn wir schon dabei sind, den anderen schadet es auch nicht, sich mal von ihren Lieblingen zu trennen.

Wobei ich mir bei Katja nicht mal so sicher war, ob ...

Das Geräusch rascher, beschwingter Schritte auf dem knirschenden Kies riss mich aus meinen Gedanken. Ich warf die letzte Gabel voll Mist auf den Schubkarren und schob ihn zur Tür, die von außen geöffnet wurde. „Hi, Angelika! Soll ich einstreuen?“ Katjas kurze braune Haare standen wie üblich in alle Richtungen ab, und ich grinste bei dem Gedanken daran, was ihre Mutter dazu gesagt haben musste. Frau König war eine äußerst wohlerzogene, reinliche Dame, in deren Frisur kein einziges Härchen aus der Reihe tanzte. Die Widerspenstigkeit ihrer Tochter – sowohl äußerlich als innerlich – musste sie täglich an den Rand der Verzweiflung bringen.

„Ja, gerne. Danke!“

„Null Problemo.“ Sie schloss die Tür hinter mir und machte sich pfeifend an die Arbeit, während ich den Mist ausleerte. Als ich den Stall wieder betrat, war Katja gerade dabei, goldgelbes Stroh im Stall zu verteilen. Sie hatte es irgendwie geschafft, sich einen Großteil davon auf die Haare zu streuen, was sie wie eine seltsame Mischung aus Vogelscheuche, Gnom und spitzbübischem Troll aussehen ließ. Ich spürte meine Mundwinkel zucken und biss mir auf die Lippe, um nicht zu lachen. „Ähm, Katja?“

Sie blickte auf und warf mir einen fragenden Blick zu.

„Du hast Stroh im Haar.“

Katja grinste und zuckte mit den Schultern.
„Notreserve für den Winter.“

„Wir haben Frühsommer.“

„Na und? Man kann nie genug mit dem Anlegen der Wintervorräte beginnen. Wie heißt es so schön? Spare in der Zeit, dann hast du in der Not.“

Jetzt musste ich doch lachen. Kopfschüttelnd holte ich die Halfter für Susi und Strolchi aus der Sattelkammer und meinte im Vorübergehen: „Du reitest heute übrigens Rumpelstilzchen, ja?“

Ich hörte keine Antwort, also warf ich ihr über die Schulter einen Blick zu. Sie stand mit heruntergeklapptem Kiefer da, die Augen weit aufgerissen, und starrte mich mit ungläubigem Gesichtsausdruck an.

„Was ist?“

Keine Reaktion.

„Hey, Katja! Was hast du denn? Wolltest du sie nicht mal reiten?“

Sie bemerkte endlich, dass ihr Mund sperrangelweit offen stand, und klappte ihn hastig zu.

„Äh... doch... schon...äh....aber....“

Ich runzelte überrascht die Stirn. Katja stotterte? Das hatte ich noch nie erlebt. *Ich dachte, ich mache ihr eine Freude ...* Sie kümmerte sich seit Rumpelstilzchens Ankunft hier um die junge Stute und hatte mir auch bei deren Ausbildung geholfen. Sie schien

die Stute zu vergöttern, und da sie auch gut mit ihr zurechtkam, hatte ich es für eine gute Idee gehalten, sie für ihren Fleiß mit einem Ausritt auf „ihrer“ Rumpelstilzchen zu belohnen.

„Du musst sie nicht reiten, wenn du nicht willst.“

Hab ich mich da so sehr überschätzt?

Sie riss sich zusammen und schüttelte den Kopf. „Ich will sie ja reiten. Unbedingt! Aber... *kann* ich das überhaupt?“

Ach so. Daher wehte der Wind also! Na, den Spieß konnte ich umdrehen.

„Glaubst du, ich würde sie dir geben, wenn ich nicht überzeugt wäre, dass du das schaffst?“

Sie zögerte. „Na ja, nein...“

„Na, dann gibt's ja kein Problem.“

Damit drehte ich mich wieder um und marschierte in den Auslauf hinaus, um die Ponys zu holen.

Während ich die Ponys putzte, trudelten nach und nach auch die anderen Mädchen ein, bis schließlich der ganze Platz von Gelächter und Gerede erfüllt war. Die Dienstagstruppe bestand aus sechs Mädchen, die – bis auf Katja, die bereits seit drei Jahren regelmäßig kam – seit etwa einem Jahr ritten, wenn auch mit unterschiedlich ausgeprägten Lernfortschritten. Da war die schüchterne, schlaksige Anna, die nur wenig und sehr leise redete, im Umgang mit Pferden aber langsam selbstsicherer geworden war und sich mittlerweile auch nicht scheute, den frechen Odin in seine Grenzen zu ver-

weisen. Den krassen Gegensatz dazu bildeten die Freundinnen Vera und Michelle. Die beiden nahmen kein Blatt vor den Mund, hatten zu allem was zu sagen und waren die ganze Zeit am Schnattern. Schüchternheit war für die beiden ein Fremdwort. Und auch die letzten zwei im Bunde, Luisa und Maja, waren eher muntere Naturen, wenn auch nicht so vorlaut wie die „Quasselstrippen“, wie Vera und Michelle von Vicky genannt wurden.

Gerade als ich mich mit einem Blick auf die Uhr fragte, wo denn die Mädchen für den geführten Ausritt blieben, kam ein großer blonder Mann, so um die dreißig, mit zwei braunhaarigen kleinen Mädchen an der Hand die Auffahrt herauf. Er schien etwas unsicher, wohin er sich wenden sollte. Es half nicht gerade, dass er zwei wohl siebenjährige Kinder an den Händen hängen hatte, die beide gleichzeitig versuchten, sich hinter ihm zu verstecken.

Ich ging auf die drei zu, nickte dem Vater höflich zu und wandte mich dann mit einem freundlichen Lächeln direkt an die Mädchen: „Hallo, ihr zwei. Kommt, ich stell euch gleich mal die Ponys vor.“

Sie ergriffen meine ausgestreckten Hände, zu überrumpelt, um lange nachzudenken. Im Bewusstsein, dass der halbe Krieg damit schon gewonnen war, nahm ich sie mit zu Susi und Strolchi, die am Anbindebalken vor sich hin dösten. Ich hatte die beiden schon geputzt, behielt dieses Wissen aber wohlweislich für mich, als die Mädchen sich mit

Striegel und Kardätsche abmühten. Die anfängliche Zaghaftheit schwand beständig, als sie feststellten, dass ich ihnen nicht mit Argusaugen über die Schulter spähte, sondern nach der anfänglichen Einweisung zwischen den anderen Ponys umherwanderte und ihnen scheinbar kaum Beachtung schenkte. Der Trick dabei war, die Kids im Unwissenden zu lassen, gleichzeitig aber ein scharfes Auge auf die Ponys zu haben. Strolchi, der sich gern einen Spaß daraus machte, seinen Führstrick aufzuziehen, spähte hinter seinem dichten Schopf hervor zu mir herüber, während er – völlig unschuldig, versteht sich – mit der Nase an den Knoten stupste. Ich starrte streng zurück und er wandte sich ab, empört über mein geringes Vertrauen in seine Wenigkeit. Als ob er jemals Unfug anstellen würde!

Der Vater wollte ein paar Allgemeinheiten wissen – ja, wir waren versichert, ja, die Mädchen würden ihre Helme tragen müssen, gut, dass sie welche dabei hatten, und nein, ich würde keine gefährlichen Abenteuer wagen. Eine Schrittrunde durch den Wald, eventuell ein wenig Trab. Ja, ich wusste, was ich tat. Er war herzlich willkommen, sich desentwegen genauer bei Vicky zu informieren; sie müsse jede Minute da sein.

Während ich sein Gewissen beruhigte, prüfte ich die Ponys der Reitschüler, schob Taifun das Gebiss ins Maul, das er sich seit zwanzig Minuten beharrlich weigerte zu akzeptieren, schickte Michelle in den Stall, um sich einen der Leih-Reithelme zu ho-

len, weil ihrer einen Sprung hatte, und erledigte all die anderen kleinen Dinge, die eben so anstanden. Als ich den Mädchen in die Sättel half, strahlten beide glücklich – sie hatten mit „ihren“ Ponys bereits dicke Freundschaft geschlossen. Der Anblick entlockte mir ein Lächeln. *Egal, wie oft das passiert, es ist jedes Mal aufs Neue toll.*

Wie einfach ein Mensch doch Glück finden konnte!

Gemeinsam mit den Reitschülerinnen marschierten wir los. Die älteren Mädels verließen uns am Reitplatz, wo sie auf Vicky warteten, die über die Wiese bereits auf sie zusteuerte, während ich mit meinen beiden Schützlingen auf den Wald zusteuerte.

Es war warm für diese Jahreszeit, viel zu warm. *Von mir aus hätten die Mücken gerne noch ein paar Tage länger Winterschlaf halten können. Oder, besser noch, ein paar Monate länger.* In der Sonne wurde mir regelrecht heiß in meiner Stalljacke; es war eine Erleichterung, nach gut zehn Minuten in einen schattigen Waldweg einzubiegen. Die Mücken schienen das Memo leider nicht zu bekommen; ein paar von ihnen folgten uns hartnäckig.

Der Waldboden schluckte einen Großteil des Hufgeklappers, sodass alles, das blieb, das dumpfe Geräusch unbeschlagener Ponyhufe war, gelegentlich vom vereinzelt Schnauben eines Ponys ergänzt. Ich blinzelte, als wir einen zwischen den

Bäumen durchfallenden Lichtstrahl passierten. Unser Ausreitgelände war toll: Viel Wald, massenhaft Wiesen- und Feldwege, mehrere Bäche, die man passieren konnte und sogar einen kleinen Badensee – wobei, *klein* ist da noch übertrieben. Vicky bezeichnete ihn als große Pfütze, und so ganz falsch lag sie da nicht ... Wenn man langsam schwamm, brauchte man ungefähr zwanzig Sekunden, um ihn zu durchqueren. Nichtsdestotrotz war es im Sommer einfach herrlich, nach einem flotten Wiesengalopp mit einem ungesattelten Pferd hineinzureiten und eine Runde zu schwimmen – bevor man sich hinterher unweigerlich die nasse Haut von Mücken zerstechen ließ.

Meine Gedanken wanderten weiter zu der Arbeit, die noch auf mich wartete – nach diesem Ausritt hatte ich noch Nachhilfe im Nachbarsdorf zu geben, dann stand Dressurarbeit mit Manitou auf dem Plan und hinterher würde es auf direktem Weg nach Hause gehen. Die Kleinen würden schon aufs Abendessen warten ...

Susis kräftiges Schnauben riss mich aus meinen Gedanken. „Sorry, Süße. Du hast vollkommen Recht. Kein Abendessen der Welt ist wichtiger als du, nicht wahr?“ Sie schnaubte erneut, und eines der Mädchen – Ina? – kicherte unterdrückt. Ich drehte den Kopf und zwinkerte ihr zu, und sie senkte den Kopf mit sich rötenden Wangen.

Es dauerte nicht lange, und ich war erneut tief in Gedanken – diesmal in der Vergangenheit. Ich

dachte daran, wie viel sich in den vergangenen vier Jahren geändert hatte. So viele Veränderungen, und ein Großteil davon hing mit *ihr* zusammen: Silver Shadow.

Vor gut vier Jahren waren wir mit Gunther, Vickys Mann, zu einem Händler gefahren, die Zwillinge und ich. Eigentlich wollte Gunther ein neues Reitschulpony kaufen; wir waren als „Testreiter“ dabei und sollten es unter dem Sattel testen. Besagtes Pony war ein kleiner Tigerschecke namens „Kleiner Onkel“ (der Name hätte schon mal perfekt gepasst!), das seine Unerfahrenheit und schlechte Ausbildung mit freundlichem Charakter und reichlich Charme aufwog, doch unsere anfängliche Begeisterung für ihn wurde bald durch etwas anderes ersetzt: Silber.

Maia entdeckte sie als Erste.

Als mir nach etwa zehn Minuten auffiel, dass sie nicht mehr bei der Gruppe war, folgte ich Lessa in den Stall, wo wir Maia vor einer Box im hinteren Teil des Stalles fanden. Sie stand ganz still, die großen Augen unverwandt auf die große graue Stute gewandt, die ihren Blick genauso neugierig erwiderte. Es war ein magischer Anblick. Und als die zierliche Stute dann den Kopf drehte und sich Ronja und mir zuwandte, war es um uns geschehen.

Wir überredeten Gunther, sie zu kaufen – unter dem Vorwand, sie würde wunderbar in den Reitbetrieb passen. Nicht, dass wir jemals vorgehabt hät-

ten, es dabei zu belassen. Kaum zu Hause, begann unsere eigentliche Arbeit: Wir setzten Himmel und Hölle in Bewegung, um unsere Eltern von der Notwendigkeit eines eigenen Pferdes zu überreden.

Bei dieser Erinnerung musste ich lächeln: Von Bettelei über Erpressung bis hin zu sinnvoller Argumentation war alles dabei gewesen, und schon nach weniger als einer Woche hatten unsere Eltern nachgegeben - unter der Bedingung, dass wir einen Teil des Unterhaltes selbst verdienten und unsere Noten in der Schule nicht darunter litten.

Und damit fingen die Veränderungen an: Ich verbrachte weniger Zeit bei den Pferden und mehr damit, Geld zu verdienen. Anfangs bekam ich kaum zehn Euro im Monat zusammen, doch nach und nach wurde es mehr - ich gab Nachhilfe, half bei den Bauern der Umgebung bei der Ernte und auf dem Hof, ging Babysitten für Nachbarn und Bekannte, nahm Gelegenheitsjobs wie Rasenmähen und Unkrautjäten an, was immer ich eben bekommen konnte. Je älter ich wurde, desto leichter wurde das. Einige Leute trauten mir sogar soweit, dass sie mir bei Urlaubsreisen ihre Hausschlüssel anvertrauten, dass ich mich um ihre Tiere oder Pflanzen kümmern konnte.

Und dann war natürlich noch die Arbeit auf dem Reiterhof. Misten, Kehren, Heu- und Strohernte, auf Leni aufpassen, Ponyführen, bei Reitstunden, Kindergeburtstagen und Zeltlagern helfen, junge bzw. neue Pferde einreiten und ausbilden - und Mani-

tu. Vor knapp zwei Jahren schließlich hatte Vicky mir einen Deal vorgeschlagen: Im Gegenzug für meine Hilfe auf dem Hof erließ sie uns die Monatsmiete für Silber, und für Manitou bekam ich monatliches Entgelt. Dadurch konnte ich das eingenommene Geld für Hufschmied, Tierarzt und Sonstiges sparen – zumindest war das der ursprüngliche Plan gewesen.

Bei dem Gedanken daran, wofür ich das Geld tatsächlich ausgab, verkniff ich mir ein Seufzen. Wenn Vicky wüsste ...

Trotz der vielen Arbeit kam nur ein kleiner Teil meines „Gehalts“ tatsächlich in unser Sparpony. Ein Großteil wurde stattdessen für Einkäufe, Versicherung, Schulgeld, Rechnungen und so verwendet – ungewöhnlich, ich weiß. Aber was sollten wir denn machen? Wenn ich nicht einkaufen ginge, hätten wir an fünf von sieben Tagen nichts Essbares zuhause – abgesehen von Mehl und Zucker. Unsere Eltern steckten bis über beide Ohren in Arbeit; sie verließen jeden Tag so gegen halb sechs das Haus und kamen erst gegen acht oder neun Uhr abends nach Hause. Die beiden arbeiteten wie verrückt – und das seit über drei Jahren. Sie waren schon vorher viel unterwegs gewesen, aber früher hatten sie sich in den Ferien oder am Wochenende Zeit genommen, mit uns etwas zu unternehmen oder einfach nur für uns da zu sein. Aber dann starb Opa Alessandro, nach dem Lessa benannt war, und hinterließ einen riesigen Haufen Schulden ... und von

da an vergruben sie sich immer mehr in Arbeit. Ich wusste, dass sie uns nicht wehtun wollten, aber wir waren nun mal zur Nebensache geworden. Ich tat mein Bestes, um den Zwillingen Normalität zu bieten – warmes Essen jeden Abend war immerhin ein Anfang. Ich nahm mir die Zeit, ihnen abends immer mal wieder was vorzulesen, oder gemeinsam Brettspiele zu spielen, oder wir kochten gemeinsam ... Es war nicht ganz einfach, den Spagat zwischen lieber großer Schwester auf der einen Seite und Geldverdienen auf der anderen hinzubekommen, und manchmal fühlte ich mich überfordert, aber irgendwie ging es immer weiter. Die Abwesenheit unserer Eltern hatte auch Vorteile: Durch die viele Arbeit redeten sie so wenig miteinander, dass sie nicht mal mitbekamen, dass Silbers Stallmiete bereits seit drei Jahren für sie ausfiel, da ich sie seit dieser Zeit übernommen hatte. Paps dachte, Mama würde sie zahlen, und Mama dachte, Paps hätte das übernommen. Außerdem war es auch nicht weiter schlimm, wenn einer von uns mal eine schlechtere Note mit nach Hause brachte – nicht, dass das öfters vorkommen würde, aber dennoch. Und natürlich, das Beste von allem: Wir drei Geschwister standen uns sehr nahe.

„Waren wir hier nicht schon mal?“

Inas schüchterne Stimme riss mich aus meinen Grübeleien. Ich blickte auf. „Ja, wir sind schon fast wieder zurück. Noch ungefähr zehn Minuten; da

vorne könnt ihr schon das Dach vom Haupthaus sehen.“ Ich deutete nach links.

Die Ponys, die wussten, dass es heimwärts ging, beschleunigten das letzte Stück ein wenig, und ich musste sie ermahnen, sich gesittet zu benehmen.

Am Hof angekommen half ich den Mädchen, von den Ponys zu klettern, zeigte ihnen, wie man sie nach dem Reiten versorgte, und kassierte sowohl von ihrem Vater als auch den Reitschülerinnen, die gerade fertig wurden, das Geld ab, um es Vicky zu bringen.

Ein Blick auf die Uhr zeigte, dass ich noch genug Zeit für eine rasche Dusche hatte, bevor ich zur Nachhilfe musste, und so holte ich mir frische Sachen aus unserem Schrank und lief zu den Ferienwohnungen.

Als Vicky vor drei Jahren nach einem reichlich verregneten Sommer entschloss, dass sie eine Alternative zu den Indianerzelten brauchte, in denen die Ferienkinder bis dahin übernachteten, hatte ich nicht gedacht, dass ich ihr irgendwann so dankbar dafür sein würde. Mittlerweile allerdings hatten sich die Ferienwohnungen – beziehungsweise die dazugehörigen Duschräume – zu einer Art wöchentlichen Lebensrettung für mich entwickelt. Ich sparte mir zwanzig Minuten Fahrrad fahren plus eine Menge Schweiß, was wiederum blöde Kommentare und gerümpfte Nasen vermied. Bei dem Gedanken daran, was die Wetzlau-Schwestern sagen würden, wenn ich nach Pferd und Stallluft

stinkend vor ihrer Haustür stehen würde, entlockte mir ein schwaches Lächeln. Die beiden konnten mich ohnehin nicht leiden. Möglicherweise, weil ich ihnen zwei Mal die Woche Nachhilfe gab und sie panische Angst davor hatten, dass dieser Fakt irgendwie zu ihren Freundinnen in der Schule durchsickern könnte. Es wäre mir im Traum nicht eingefallen, mich über sie lustig zu machen, aber aus irgendeinem Grund waren sie fest vom Gegenteil überzeugt.

Heute war die Stimmung im Hause Wetzlar besonders angespannt. Für den kommenden Montag stand eine Englisch-Schulaufgabe auf dem Plan, von der Laras Endnote abhängig war – absolut kein Druck also. Dementsprechend verkrampft war Lara auch, und als ihre Mutter, eine gertenschlanke, stets perfekt frisierte Frau Mitte dreißig mit einer unglaublich eindrucksvollen Ausstrahlung, sich dann auch noch zu uns an den Tisch setzte, waren die letzten kümmerlichen Chancen, Lara *irgendetwas* verständlich zu machen, auch noch vertan.

„Nun, wie kommt ihr voran?“

In ihren großen, dunklen Augen stand ein fragender Ausdruck, aber ich merkte, dass sie nicht wirklich an einen Fortschritt glaubte. Lara schien es auch zu spüren; ich konnte die Resignation in ihren Zügen sehen.

Dieser Ausdruck verfolgte mich den ganzen Weg zurück zum Reiterhof. *Wieso kann Frau Wetzlar nicht*

sehen, was ihre Kinder gut können, anstelle sich so darauf zu konzentrieren, was sie nicht können? Ich bezweifelte, dass sie wusste, wie gut Lara zeichnen konnte – oder von Evas unglaublichem Gespür für Situationskomik.

Und wie fies die beiden sein konnten.

Zurück auf dem Reiterhof holte ich Manitou und ging mit ihm zum Reitplatz, die Zügel nachlässig in der Beuge meines Ellenbogens, während ich meinen Helm aufsetzte und die Handschuhe anzog. Ich beäugte meinen linken Mittelfinger, der einzige, den an der Spitze noch nicht durch das Leder hindurchlugte, und sah schnell wieder weg, als ich den losen Faden an der Kuppe sah.

Wird Zeit, dass wir endlich mal wieder auf den Platz kommen. Manitou trottete mit gespitzten Ohren neben mir her. Bevor Vicky mir vorwerfen kann, dass ich ihn total verwildere. Okay, wir waren wirklich oft draußen im Gelände in letzter Zeit, aber das Wetter war halt echt genial, und der Platz meistens belegt ...

Für heute hatte der Belegungs-Plan endlich eine passende Lücke aufgezeigt. Also konnten wir ...

Oh.

Okay.

Pech, dass es Leute gibt, die es für unter ihrer Würde halten, sich im Belegungs-Plan einzuschreiben.

„Wolltest du auch auf den Platz? Oh, das tut mir aber Leid. Tja, Shitan muss *dringend* mal wieder ein wenig Dressur üben und ich habe nicht ewig Zeit.“

Estelle klimperte mit ihren dichten, langen Wimpern und warf mir einen unschuldigen Blick zu, von dem wir beide wussten, dass er nur gespielt war. Mit ihren schweren, ebenholzscharzen Haaren dem schönen Gesicht und der perfekten Figur sah sie aus wie ein Model. Die samtene Reitkappe, die teure Pikeur-Reithose und die maßgeschneiderten Lederstiefel (handgefertigt aus italienischem Leder, versteht sich) machten ein Reitmodel daraus – wenn auch keine Reiterin.

Das einzige Lebewesen, das ihr Konkurrenz machen konnte, war ihr Pferd Shitan, ein pechschwarzer Hannoveraner mit hohem Vollblut-Anteil, dessen große, dunkle Augen vor Intelligenz und Lebenslust nur so sprühten. Von der Optik her das perfekte Paar ...

Blöd nur, dass es das auch schon wieder war mit Gemeinsamkeiten.

Während Shitan verspielt und übermütig war, seine Kraft jedoch niemals absichtlich missbraucht hätte, um jemanden zu verletzen, war Estelles Schönheit eine Maske, die ihre Gehässigkeit und Skrupellosigkeit verbarg – zumindest Leuten gegenüber, vor denen sie Respekt hatte oder von denen sie etwas wollte. Zu denen ich definitiv nicht gehörte. Na ja, möglicherweise lag es auch ein wenig daran, dass ich damals, als sie Shitan bekom-

men hatte, nicht wie alle anderen ein großes Getue um sie gemacht hatte und sie auch nicht darum angebettelt hatte, ob ich ihn reiten oder zumindest putzen dürfte. Und dass ich keinen Hehl aus meiner Skepsis gemacht hatte, ob sie mit einem Pferd wie ihm zurecht kommen würde.

Um das zu verstehen, muss ich wohl ein wenig weiter ausholen: Estelle war die einzige Tochter eines reichen Parfümherstellers und seiner Frau, einem ehemaligen französischen Model. Die ganze Familie war ... wohlhabend, um es vorsichtig zu beschreiben. Das Ehepaar Marchand hatte keine Ahnung von Pferden, und wahrscheinlich hätten sie Estelle auch ein eigenes Segelschiff gekauft, wenn sie statt zu reiten mit dem Segeln begonnen hätte. Jedenfalls, nach etwa zehn Reitstunden (in mindestens fünf verschiedenen Reitställen) hatte Estelle die Unfähigkeit ihrer Reitlehrer satt, die ihr immer erklärten, was sie alles falsch machte – eine Estelle Marchand machte schließlich gar nichts falsch – und sie bekam von Papi ein eigenes Pferd, mit dem sie nach Belieben schalten und walten konnte. In einem Anflug von Bescheidenheit (offiziell) oder aber auch Verliebtheit (inoffiziell, dafür um mindestens neunzig Prozent wahrscheinlicher) hatte Estelle sich zum größten Erstaunen aller für Vickys Reiterhof entschieden – seltsamerweise erst, nachdem sie erfahren hatte, dass „der süße Typ“ (Zitat) aus ihrer Parallelklasse sein Pferd hier untergestellt hatte. Tja,

und so stand eines Tages Shitan im Stall, und wir hatten die Nerven... äh, Estelle an der Backe.

Die mich in diesem Moment mit hochgezogener Augenbraue musterte.

Ich unterdrückte einen Seufzer und zog die Steigbügel herunter. Mit ihr zusammen auf den Platz zu gehen ging nicht, da sie extra mehr zahlte für das Privileg, ihn täglich drei Stunden zu nutzen, solange sie die Reitstunden nicht behinderte. Nicht, dass sie je auf die Idee gekommen wäre, das zu machen – so blöd war nicht mal sie. Der Springplatz wurde von den Reitschülern belegt – eine Anfängerstunde, bei der ich im besten Fall von Vicky gebeten wurde, an der Tete zu reiten. Mir blieb nichts anderes übrig, als ins Gelände zu gehen. Ich wusste, wann es besser war, nachzugeben.

Mit einem letzten Blick auf Estelle, die mich angesichts meiner Niederlage triumphierend anlächelte, wandte ich Manitou zur Hofeinfahrt hinaus und Richtung Wald. Ich unterdrückte einen Anflug von Niedergeschlagenheit – wie schaffte sie es nur, mich jedes Mal ohne große Anstrengung auszubooten? Lag es nur daran, dass sie stinkreich und hübsch war, oder war ich einfach hoffnungslos konflikt-scheu? – und richtete meine Aufmerksamkeit auf Manitou und den schönen Frühlingsnachmittag.

Ich wollte zum See reiten, der jetzt, Mitte April, zwar noch zu kalt zum Baden war, aber trotzdem schöne Wege bot. Am Wald angekommen gurtete ich nach und ließ Manitou ein Stück traben, bevor

wir in einen kleinen Seitenweg einbogen und ich ihn mit einem leisen Schnalzer zum Galopp aufforderte. Das ließ er sich nicht zweimal sagen: Er preschte los, mit dieser unglaublichen Beschleunigung, die ihm auf Springturnieren anfangs Lacher und später Bewunderung eingebracht hatte. Ich ging in den leichten Sitz und ließ ihn einfach laufen. In kurzer Zeit hatten wir das Ende des Waldweges erreicht und galoppierten ins Sonnenlicht hinaus; ich spürte, wie Manitou noch einmal zulegte und dann flogen wir in vollem Galopp über den Sandweg am Rand der Wiese.

Hinter uns wirbelte bereits eine Staubwolke. Die leichte Brise verwandelte sich in stärkeren Wind, der mir die Haare aus dem Gesicht blies und ein Lächeln darauf zauberte. Das Lächeln wurde zu einem breiten Grinsen und schließlich zu einem lauten Lachen. Manitou zog noch ein wenig mehr an, und ich genoss das Gefühl unglaublicher Leichtigkeit. Ich konnte ewig so reiten.

Der ganz normale Wahnsinn

Am nächsten Morgen war dieses Gefühl nur noch Erinnerung, wenn auch eine schöne. Eines der Kaninchen, die Mama vor Jahren in einer leer stehenden Garage gefunden und mit nach Hause gebracht hatte, war ausgebüxt und unglücklicherweise in einem Anfall von Abenteuerlust auf die Straße gehoppelt. Wir verbrachten also eine geschlagene halbe Stunde mit Kaninchenjagd, angefeuert vom Gezeter der Nachbarn (wodurch uns das mittlerweile verschreckte Kaninchen zweimal in letzter Sekunde entkam), bevor es Alessandra endlich gelang, Socke zu schnappen und zu Hause in den Käfig zu den anderen zu setzen.

„Du Lauser! Dich hätten wir nicht Socke, sondern Bandit nennen sollen!“ Das Kaninchen mümmelte völlig unbeeindruckt von ihrer Schelte an seinem Löwenzahnblatt.

Leider kamen wir durch diese Rettungsaktion zu spät zur Schule, und zu meinem Entsetzen musste ich feststellen, dass wir statt der am vorigen Tag angeschriebenen Freistunde Mathe hatten – bei Frau Drachenrenner. Die ihrem Namen alle Ehre machte. Ich versuchte vorsichtig, anzudeuten, dass ich mit einer Freistunde gerechnet hatte und von der kurzfristigen Änderung nicht informiert worden war, aber obwohl ich normalerweise gut darin bin, vernünftig mit Erwachsenen zu reden, schien Frau Drachenrenner diesen Widerspruch als per-

sönlichen Angriff zu empfinden. Sie presste die Lippen zusammen und ich wusste, dass ich in Schwierigkeiten war. Irgendwo im hinteren Bereich des Klassenzimmers hörte ich unterdrücktes Gemurmel und Kichern. Ich musste die Worte nicht verstehen, um zu wissen, worum es ging – aus irgendeinem Grund fanden meine wertigen Klassenkameraden es unglaublich erheitend, wenn ich ausnahmsweise doch mal Probleme mit einem Lehrer hatte.

Ich behielt meine Meinung wohlweislich für mich, aber der Strafaufsatz, den sie mir aufbrummete, wurmte mich. Vor allem, weil über ihrem Eifer, mir eine gesalzene Standpauke zu halten, der Rest der Stunde draufging – als Herr Hecker schüchtern den Kopf zur Tür hereinstreckte und ich mich mit gesenktem Kopf auf meinen Platz verdrückte, hatten wir effektiv die gesamte Zeit, die sie für ihren Unterricht verwenden hatte wollen, verbraucht.

Zu meinem Glück ließ Herr Hecker mich in den folgenden beiden Stunden größtenteils in Frieden, sodass ich mir den Kopf darüber zerbrechen konnte, wann genau ich diesen Aufsatz schreiben sollte. Aus dem Augenwinkel bekam ich mit, dass Sina mir hin und wieder besorgte Blicke zuwarf, aber ich wagte nicht, etwas zu sagen. Ein Anschiss pro Tag war mehr als genug, vielen Dank. Sobald der Pausengong ertönte, witschte ich zur Tür hinaus und zur Bücherei hinauf, um dort für die Strafarbeit zu

recherchieren. Fortuna war mir hold; ich fand auf Anhieb, was ich suchte, und verbrachte den Rest der Pause damit, über eine italienische Mathematikerin namens Maria Agnesi zu lesen, die ursprünglich eigentlich Nonne werden hatte wollen. Leider reichte die Pause nicht ganz für die von Frau Drachenrenner geforderten vier Seiten; ich musste den Rest wohl oder übel nach dem Unterricht erledigen.

Was ich dann auch tat - und entsprechend spät zum Reiterhof kam. Vicky wartete bereits ungeduldig, die Stirn in Falten gelegt und die Arme vor der Brust verschränkt. Sie schnitt mir das Wort ab, als ich mich entschuldigen wollte, und marschierte mit langen Schritten Richtung Stall davon.

„Die beiden Jungs warten schon. Annas Auto springt nicht an, also muss ich sie zu ihrem Kaffeekränzchen fahren und einkaufen darf ich auch noch. Fang mit der Reitstunde einfach schon an, bis ich zurückkomme.“

Husch, und weg war sie. Ich starrte ihr einen Moment lang verdutzt hinterher, zuckte mit den Schultern und machte mich auf die Suche nach dem Kalender, in den Vicky alles eintrug, das sie mit Reitschülern und Eltern vereinbarte. Er hing wie üblich nicht am vorgesehenen Platz; als ich ihn schließlich halb versteckt hinter der Futterkiste hervorzog, konnte ich mir nur knapp ein entsetztes Stöhnen verkneifen: *Heute haben sie sich ja wohl wirklich alle gegen mich verschworen!*

Da standen zwei Reitstunden mit je sieben Kindern, gefolgt von einem Ausritt, und parallel zu den Reitstunden waren drei Longenstunden eingetragen. Wie sollte das denn funktionieren?

Habe ich irgendwas nicht mitbekommen und sie glaubt, dass ich mich zerteilen kann? Oh, toll. Dreiteilen. Interessenten für Peppina wollen auch noch vorbeischauen. Hilfe!

Eine Uhrzeit, wann denn diese potentiellen Käufer zu erwarten waren, stand nicht dabei. Was hieß, dass sie garantiert im ungelegensten Moment überhaupt hereinplatzen würden – Murphy's Gesetz.

Für ein paar Sekunden konnte ich nur hilflos auf den Kalender starren und hoffen, dass ich mich verschaut hatte. Ich blätterte sogar eine Seite weiter – war das ein Scherz, und Vicky hatte auf die Rückseite *Haha, reingefallen!* Geschrieben?

Diese Hoffnung wurde leider auch begraben. Schließlich riss ich mich zusammen und begann im Kopf, die Ponys zu verteilen.

Entweder nehme ich Manitou oder einen der Jungspunde für die Reitstunde her, oder eines der anderen muss doppelt gehen. Wie um alles in der Welt soll ich gleichzeitig eine Longen- und eine Reitstunde geben? Man braucht ja für eine einzelne Reitstunde eigentlich schon zwei Leute!

Aber Jammern würde mich hier auch nicht weiterhelfen. Kurz entschlossen packte ich mir einen Schwung Halfter und holte die Ponys für die ersten beiden parallel laufenden Stunden auf den Putz-

platz. Mittlerweile trudelten auch die Reiterinnen und Reiter ein, und innerhalb kürzester Zeit war der Stall von Gekicher und Gerede erfüllt. Während die älteren in Ruhe ihre Ponys putzten, beauftragte ich den verantwortungsvollsten der Gruppe, Mio, damit, ein Auge auf die anderen zu haben, und schnappte mir den ersten Kandidaten für die Longenstunde, einen zierlichen Jungen namens Leon. Mios Brust schwoll vor Stolz um mindestens zwei Zentimeter und ich ermahnte ihn, es nicht zu übertreiben. „Nur, wenn die anderen Blödsinn machen, klar?“

Leon, knapp acht und absolut pferdenärrisch, strahlte bis über beide Ohren, als ich ihn auf Manitou hob. Manitou kannte dieses Spiel; er drehte ein Ohr zurück zu dem Knirps auf seinem breiten Rücken und sah mich mit diesem Ausdruck an, den ich mühelos übersetzen konnte: *Ernsthaft? Wir spielen schon wieder Kindersitter?*

Er seufzte tief und setzte sich auf mein Zeichen hin leicht gelangweilt in Bewegung. Leons Mutter, eine ehemals sehr erfolgreiche Dressurreiterin, die aufgrund eines Autounfalls nicht mehr reiten durfte, bot an, in der Zwischenzeit ein Auge auf die Bande am Putzplatz zu haben, was ich dankbar annahm. Diese Unterstützung ermöglichte mir, die drei Longenstunden in Rekordzeit abzuhandeln, ohne große Zwischenpausen. Nach kurzem Zögern und mit einem schlechten Gewissen überließ ich ihr nach der letzten Einheit Manitou, um mich der

Gruppe junger Reiter zu widmen, die nach knapp einer Stunde Pony putzen und herrichten langsam ungeduldig wurden, endlich in den Sattel zu kommen. Ich kam nicht einmal dazu, mich wirklich bei Leons Mutter zu bedanken; die Schüler für die *nächste* Stunde begannen bereits, einzutreffen, und ich hatte mit dieser noch nicht einmal angefangen! Ich zwang mich, den Stress auszublenden, um weder Ponys noch Kinder durcheinander zu bringen, und machte mich einfach an die Arbeit.

Eins nach dem anderen.

Als die erste Gruppe ihre Pferde bereits wieder zurück zum Stall führte, kam Vickys BMW die Auffahrt herauf. Ich beeilte mich, die zweite Gruppe fertig zu machen, bevor ich die Pferde für den Ausritt an die bereits anwesenden Reiter verteilte. Für eine von ihnen, Lia, hatte ich eine Überraschung.

„Servus, Lia. Holst du bitte Bjalla?“

Ihre Augen leuchteten auf und sie nickte heftig, ehe sie herumwirbelte und zur Sattelkammer rannte – so schnell, als hätte sie Angst, ich könne es mir anders überlegen, wenn sie zu langsam war. Kaum hatte ich den anderen ihre Pferde zugeteilt, kam sie auch schon mit der roten Islandstute aus dem Stall und band sie sorgfältig am Putzbalken an. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie sie dem Pony etwas ins Ohr flüsterte, ehe sie sich widerstrebend losriss und zu mir herüber kam, deutlich langsamer diesmal.

„Wen ... wen reite ich denn heute?“

Ich war gerade dabei, Eva beim Einstellen ihrer Steigbügel zu helfen, und sah überrascht auf. „Warum? Willst du Bjalla nicht?“

Sie riss die hübschen grünen Augen auf, dass Untertassen darauf gepasst hätten. „*Ich?* Du meinst ... ich meine ... *ich* darf Bjalla reiten?“

Ich lächelte unschuldig und zuckte beiläufig mit den Schultern. „Du musst natürlich nicht, ich dachte nur, nachdem du so viel Zeit mit ihr verbracht hast ... Aber wenn du lieber Taifun reiten ...“

„Nein! Nein, nein, ich will Bjalla reiten. Wirklich.“

Langsam wurde es schwer, nicht offen zu schmunzeln. Natürlich wollte sie. Sie war ebenso vernarrt in Bjalla wie Katja in Rumpelstilzchen. Liebe auf den ersten Blick, bei beiden Paaren.

Während Lia sich mit einem glücklichen Lächeln Bjalla zuwandte, kehrte ich in den Stall zurück, um mich endlich um mein eigenes Pferd zu kümmern. Der Schrank, den Vicky uns erlaubt hatte hereinzustellen, war ein rustikales altes Teil. Zugegeben, im besten Zustand war er nicht – bevor wir ihn in Beschlag genommen hatten, war er eine ganze Weile draußen beim Restmüll herumgestanden, Wind und Wetter schutzlos ausgesetzt, und das sah man dem Holz deutlich an.

Wenn man einen Flecken Holz denn findet.

Über die Jahre hinweg hatten wir den Schrank regelrecht tapeziert mit Fotos, Zeichnungen, Zeitungsartikeln, Urkunden und Schleifen, natürlich

alles (oder zumindest fast) von Silber. Auf den meisten Fotos war sie mit den Zwillingen zu sehen oder allein, auf anderen auch mit mir.

Ich holte Silbers Halfter und die Putztasche, die Vicky uns vor Jahren zu Weihnachten geschenkt hatte, und mein Blick fiel auf ein Foto, das Silber in der Mitte einer größeren Gruppe Pferde zeigte. Die Reiter strahlten alle in die Kamera, alle bis auf mich und das Mädchen neben mir, das damit beschäftigt war, ihren Rappen unter Kontrolle zu halten. Das Bild war bei einem Sternritt aufgenommen worden, den ersten, an dem wir beide mit unseren eigenen Pferden teilgenommen hatten: Ich mit Silber und Al mit ihrem Arrow.

Al war trotz des Altersunterschiedes von knapp drei Jahren eine meiner besten Freundinnen. Unsere Familien kannten sich schon ewig, und da wir Kinder - Al und ihre Geschwister ebenso wie ich und die Zwillinge - alle gleich pferdenärrisch waren, sowie auf die gleiche Schule gingen, verbrachten wir regelmäßig viel Zeit miteinander. Dadurch, dass Als Familie schon immer eigene Pferde gehabt hatten, hatte Al oft nützliche Tipps, wenn bei mir etwas einfach nicht funktionieren wollte, und ihre Zwillingsschwester Feli bescherte uns immer wieder die verrücktesten Ideen, was wir ausprobieren konnten: Rückwärts reiten, Ungarische Post ausprobieren, den Trick mit Karotte-vor-der-Nasebaumeln-lassen testen (Fazit: Es funktioniert, aber nur mit wirklich verfressenen Pferden und nach-

dem man ihnen klar gemacht hat, dass das komische Etwas über ihrem Kopf kein Ungeheuer ist), Polo spielen mit Stallbesen ...

Silbers Schnauben riss mich aus meinen Gedanken.

„Na, meine Schöne? Ist dir langweilig?“ Ich lächelte und strich ihr den Schopf aus der Stirn, was sie ziemlich frech aussehen ließ. Anscheinend gefiel ihr diese Frisur nicht, denn sie schüttelte heftig den Kopf und schnaubte erneut. Ich lachte.

„Angelika, können wir schon satteln?“

Ich drehte mich zu Kerstin und Lia um und nickte. Gemeinsam holten wir unsere Sattelsachen aus dem Stall und richteten die Pferde fertig her. Die Mädchen, die in dieser Gruppe ritten, waren bereits fortgeschritten genug, dass ich nicht mehr jeden Handgriff überwachen musste, aber sie hatten es sich angewöhnt, mich vor dem Satteln um Erlaubnis zu fragen, und hielten hartnäckig daran fest, egal, wie oft ich sie darauf hinwies, dass sie eigentlich nicht zu fragen brauchten. Na ja.

„Hallo, Mädels!“

Hermann Mauser, der Besitzer von Monty und Pamina, stieg aus seinem tatterigen VW Golf und winkte uns zu. Ich winkte zurück, bevor ich Silber das Lindell überstreifte, eine gebisslose Zäumung, die ich beim Ausreiten verwendete. Sie blieb brav stehen und sah mit gelindem Interesse zu, wie ich die Ponys der Mädchen überprüfte, nachdem ich ihnen in den Sattel geholfen hatte. Als ich zu Silber

zurückkam, um ihren Gurt nachzuziehen – etwas, das ihr noch immer nicht ganz behagte – zog Hermann gerade seinen Appaloosa-Wallach Monty aus dem Stall. Ich verkniff mir ein Grinsen angesichts der Strohhalme in Mähne und Schweif des Wallachs sowie Montys nicht sehr begeisterter Miene und setzte meinen Helm auf, während die beiden heranzogen. Nun ja, Hermann marschierte. Monty ließ sich ziehen.

„Passt es euch, wenn ich mitkomme?“

Hermanns Haare waren genauso zerzaust wie die seines Pferdes und der Cowboyhut saß gewagt schräg auf seinem Kopf. Ich verzichtete darauf, etwas zu sagen, und nickte bloß. Unter seinen Sonderlichkeiten war Hermann ein ganz netter Kerl. Monty hatte er seit ... puh, länger als ich ihn kannte. Vor drei Jahren kam er dann durch Zufall noch in den Besitz einer jungen Fuchsstute, Pamina, nachdem ihr Vorbesitzer sie ursprünglich zum Schlachter geben wollte. Seither versuchte er vergeblich, die Stute wieder loszuwerden – sie war ihm zu wild, zu ungestüm, als dass er etwas mit ihr hätte anfangen können. Als er sie damals hergebracht hatte, war sie gerade mal zwei Jahre alt gewesen; ein verängstigtes und verschrecktes Jungpferd, das alles Vertrauen in die Menschheit verloren hatte. Hermann hatte sich das Reiten mehr oder weniger selbst beigebracht, nach dem Motto „Aufgesessen und ab durch die Mitte“, und hatte den Reitplatz seit Jahren nicht mehr von innen gesehen, ge-

schweige denn ein anderes Pferd als seinen über alle Maßen gutmütigen Monty geritten. Er war von der schreckhaften und nervösen Stute, die seinen Monty zu allem Überfluss auch noch um gut zehn Zentimeter überragte, vollkommen überfordert gewesen, und so hatte ich mich ihrer angenommen. Nach einem halben Jahr hatte sie genug Vertrauen gefasst, dass man sie putzen und führen konnte, und ein weiteres Jahr darauf begann ich mit dem Einreiten – alles natürlich mit tatkräftiger Unterstützung vonseiten Als, die zu diesem Zeitpunkt gerade dabei war, ihren Arrow einzureiten. Allerdings konnte nichts davon Paminas Charakter ändern; sie war nun mal ein eher aufgewecktes und selbstständiges Pferd, das demnach auch mal zu Streichen neigte und die Menschen, die sich mit ihr befassten, immer wieder testete.

Womit Hermann wiederum absolut nicht umgehen konnte. Für den Reitunterricht eignete sie sich daher auch nicht, und so blieb es also dabei, dass ich mit ihr arbeitete und dafür von Hermann ab und zu ein „kleines Trinkgeld fürs Pflegen und Bewegen“ bekam. Das im Übrigen alles andere als klein war.

Ich hob die Hand zu Zeichen, dass es losgehen konnte, und Kerstin setzte sich mit Gypsy an die Spitze. Danach Verena mit Ruby, Melissa mit Blakkur und Annika mit Dunja. Dann kam Lia mit Bjal-la, ich mit Silber, und Hermann bildete mit Monty das Schlusslicht.

Wir überquerten die Straße, nebeneinander, wie es sich gehört, folgten dem kleinen Feldweg zum Waldrand, wo ich bei allen nachgurtete, und bogen rechts in den Wald ein. Bjalla verhielt sich brav; der Führstrick, an dem ich sie zur Sicherung hatte, war eigentlich überflüssig. Silber marschierte flott voran, die Ohren gespitzt; es war schon einige Zeit her, seit wir das letzte Mal mit einer größeren Gruppe unterwegs gewesen waren. Ich genoss die frische Frühlingsluft und das Gezwitscher der Vögel, das sich mit dem dumpfen Geräusch der Pferdehufe auf dem Waldboden vermischte.

Vor mir drehte sich Annika im Sattel um.

„Können wir auf der Wiesenstrecke galoppieren?“

„Ja, aber ruhiges Tempo, bitte.“

Sie drehte sich wieder um, und ich warf Lia neben mir einen raschen Blick zu. „Alles okay bei dir?“

Sie strahlte mich an. „Perfekt! Bjalla ist ein Traum!“

„Traust du dir einen kleinen Galopp zu?“

Sie nickte.

„Na, dann schauen wir mal, wie dir ihr Galopp gefällt.“ Ich zwinkerte ihr zu und richtete meine Aufmerksamkeit auf Silber, die angesichts der bekannten Galoppstrecke die Ohren spitzte und auf dem Gebiss kaute. Ich gab ihr mit einer halben Parade zu verstehen, dass sie sich beherrschen sollte, und wartete, bis Annika vor uns angetrabt war, be-

vor ich sie antreten ließ. Wir trabten bis zu dem großen Strommasten, der etwa zwanzig Meter vom Waldrand entfernt stand. Dort angekommen hob Kerstin die Hand, und die Ponys vor uns galoppierten an.

Ich wechselte einen kurzen Blick mit Lia, ehe wir unseren Pferden gleichzeitig die Hilfe zum Galopp gaben. Silbers Übergang war weich und ihr Galopp fließend, und ein rascher Blick zur Seite bestätigte, dass auch mit Lia und Bjalla alles in Ordnung war – Lia strahlte mit der Sonne um die Wette, und die kleine Stute flog mit gespitzten Ohren neben Silber her.

Ich lächelte und genoss den Augenblick.

Viel zu schnell, so schien es mir, mussten wir wieder durchparieren; wir lobten die Pferde und ließen sie ausschrauben. Ich strich Silber über den Hals und beugte mich dann zu Bjalla hinüber, um den Strick loszumachen.

„Traust du dir zu, sie allein zu reiten?“

Lia nickte und ich hakte den Strick aus. Sie war offensichtlich aufgeregt, aber ich wusste es besser, als etwas zu sagen. Ich kannte dieses Gefühl nur zu gut, das nervöse Kribbeln im Bauch und das bubbelnde Gelächter, das in der Kehle aufstieg, nur um wieder hinuntergeschluckt zu werden. Ich fühlte es jedes Mal, wenn ich eines der Jungpferde oder ein neues Reitschulpony zum ersten Mal ritt. Um Lia und Bjalla machte ich mir wenig Sorgen; sicher, im

Umgang mit Pferden konnte immer etwas passieren, aber Lia war eine gute Reiterin und Bjalla ein echtes Goldstück, die beiden kannten sich und passten vom Charakter her gut zusammen – wenn ich mir in dieser Gruppe um jemanden Sorgen machte, dann Annika, die immer ein wenig zu zaghaft war für meinen Geschmack. Aber Dunja würde schon auf sie aufpassen, und ich hatte sie ja im Blick.

Nach mehreren Trab- und Galopp-Reprisen kamen wir auf eine längere Schrittstrecke, wo die Mädchen nebeneinander reiten konnten. Lia schloss mit Bjalla zu Annika und Dunja auf, während Hermann seinen Monty neben mich lenkte. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben, gleichzeitig aber nicht zu wissen, wie er anfangen sollte.

Schließlich meinte er: „Du weißt doch, dass meine Frau immer wegen den Pferden jammert, oder?“ Ich nickte, unsicher, worauf er hinaus wollte. Was sich allerdings sehr schnell änderte, als er fortfuhr: „Sie will, dass ich mehr Zeit mit ihr verbringe statt mit Monty und Pamina, und dass wir dieses kleine Häuschen in der Pampas verkaufen und stattdessen nach München ziehen. Aber mit zwei Pferden geht das einfach nicht ...“ Er sah mich bittend an. „Meinst du nicht, du könntest deine Eltern überreden ...?“

Ich schüttelte den Kopf und murmelte: „Ich ... das geht nicht. Wir sind mit Silber schon mehr als ausgelastet, und ein zweites Pferd steckt einfach nicht drin. Es tut mir Leid.“

Ich meinte es ernst, aber Hermann konnte die Sache einfach nicht auf sich beruhen lassen. Wir hatten das schon unzählige Male durchgekaut, jedes Argument bis zum Äußersten erschöpft, aber er gab die Hoffnung nicht auf, dass ich meine Meinung eines Tages ändern würde. Ein zweites Pferd war allein deshalb unmöglich, weil ich für einen Kaufvertrag mit Mama und Paps sprechen müsste – und dabei würde der ganze Schwindel (na ja, die Halbwahrheiten) aufliegen.

„Du passt perfekt zu ihr und kommst mit ihr zurecht. Meinst du nicht, dass deine Eltern Verständnis dafür hätten?“

Ich schüttelte betreten den Kopf. „Hermann, ich ... ich würde ja gern. Wirklich. Und falls sich irgendwann die Gelegenheit ergibt, werde ich als Erstes an dich denken. Okay?“

Und das war nicht einmal gelogen. Pamina war ein tolles Pferd, ein gutes Stück größer als Silber, mit weichen Gängen und einem aufgeweckten Charakter. Dann wiederum, ich konnte mir beim besten Willen kein Pferd vorstellen, zu dem ich Nein sagen würde.

Hermann zog einen Flunsch, nickte jedoch. Erleichtert, dass diese Hürde überstanden war, trieb ich Silber vor Monty und rief den Mädchen zu: „Wollt ihr nicht noch ein wenig traben?“

Die drei tuschelten ein wenig, und Annika fragte: „Dürfen wir auch nebeneinander?“

Ich überlegte kurz und zuckte mit den Schultern.
„Wenn ihr eure Ponys unter Kontrolle habt ...?“
Eifriges Kopfnicken.

Nach dem Ausritt kam Vicky vorbei, Kind auf der Hüfte, als wir gerade die Ponys absattelten; sie bestellte mich in die Küche und verschwand im Haus, es mir überlassend, den Stall nachtfertig zu machen. Ich beeilte mich, im Offenstall Heu einzufüttern und auch die Pferde im Boxenstall zu versorgen; ein Blick auf die Uhr zeigte mir, dass ich mich eigentlich schleunigst auf den Weg nach Hause machen sollte.

Ich ging nicht gerne ins Haupthaus. Es brachte mich irgendwie immer dazu, mich wie ein Eindringling zu fühlen. Vicky war in der Küche beschäftigt und schien vergessen zu haben, dass sie etwas von mir wollte; sie drückte mir die Schüssel mit dem Biomüll raus und auf dem Rückweg sollte ich doch bitte ihre Tochter mitbringen, die im Garten spiele, ja? Als sie dann selbstvergessen mit dem Mädchen schäkerte, räusperte ich mich verlegen und fragte: „Äh, Vicky?“

Sehr wortgewandt, ich weiß. Vicky reagierte nicht und ich fühlte, wie mir langsam das Blut in die Wangen kroch, aber ich musste *wirklich* heim, also versuchte ich es erneut: „Vicky? Wolltest du mich sprechen?“

Sie blickte überrascht auf, als hätte sie ganz vergessen, dass ich mitten in ihrer Küche stand. „Ach,

Angelika! Ja, natürlich. Magst du den Tisch schnell decken?“

Während ich Teller, Gläser und Besteck auf dem Tisch verteilte, kam sie endlich darauf zu sprechen, warum sie mich herbestellt hatte: „Weißt du noch, wie wir letztens darüber gesprochen haben, dass der Andrang mittlerweile schon zu viel für die Ponys wird?“

Ich nickte. Die Anzahl der Reitschüler stieg stetig, und die Ponys waren mehr als ausgelastet. Dabei hatten wir grade mal Frühling!

Vicky fuhr fort: „Gunther und ich haben deshalb beschlossen, den Reitbetrieb zu erweitern. Er fährt morgen zum Händler nach Neufahrn, um sich ein wenig umzusehen, und braucht noch einen Testreiter.“ Sie lächelte mir verschwörerisch zu, und ich erwiderte ihr Lächeln. Ja, es war definitiv besser, wenn ich dabei war. Gunther suchte nämlich Pferde nicht nach so überflüssigen Kriterien wie Alter, Größe und Charakter aus, sondern vielmehr nach schöner Farbe, schönen Abzeichen und niedlichem Aussehen. So hatte er das letzte Mal, als er alleine auf Pferdekauf war, einen zweijährigen Junghengst mitgebracht, völlig roh und mit definitiv schlechten Erfahrungen. Das war vor drei Jahren gewesen; seitdem achtete Vicky streng darauf, jedes Mal mitzufahren oder, wenn sie selbst nicht konnte, jemanden mit zu schicken – was meistens ich war.

„Wann genau fährt er?“

Vicky zuckte mit den Schultern. „So gegen zwei Uhr. Mit dem Händler ist drei ausgemacht, also vielleicht eine Viertelstunde früher.“

Das würde knapp werden; ich hatte erst um eins Schule aus und musste auf die Kleinen warten, die in der letzten Stunde Kunst hatten und immer ein wenig länger brauchten, bis sie ihre Klamotten wenigstens einigermaßen farbfrei hatten.

Die Tür öffnete sich, und Gunther kam herein gepoltert. „Wo sind meine Mädels?“

Er schloss Vicky und seine Tochter in die Arme, und ich sah zu, dass ich verschwand.

Zuhause angekommen stellte ich Kartoffeln auf den Herd und machte mich an meine Hausaufgaben. *Gott sei Dank habe ich den Aufsatz in der Schule schon erledigt.* Die Mädels deckten in der Zwischenzeit den Tisch und ich schaffte es genau rechtzeitig, fertig zu werden. Sie erzählten aus der Schule und lachten sich kaputt, als ich die Standpauke von Frau Drachenrenner imitierte; ich berichtete pflichtbewusst, was sich auf dem Reiterhof abgespielt hatte und wir beschlossen einstimmig, dass das Wochenende nicht schnell genug kommen konnte.

Eine furchtbare Entdeckung

Der nächste Morgen verlief relativ ereignislos. Wir kamen ausnahmsweise rechtzeitig zur Schule, ich lieferte meinen Aufsatz ab und bekam dafür ein gezwungen freundliches Lächeln mit zusammengepressten Lippen von meiner Lehrerin sowie den Bescheid, dies sei das letzte Mal gewesen, dass sie ein Auge zugeedrückt habe. Aha ... Ein dreiseitiger Aufsatz bei zugeedrückttem Auge? Ich wollte nicht wirklich erleben, was passierte, wenn sie beide Augen aufhatte.

Einzig die Aussicht auf das nahe Wochenende hielt mich im Geschichtsunterricht wach. Als der erlösende Gong ertönte, beeilte ich mich so sehr, zu meinem Rad zu kommen, dass ich in der Klassenzimmertür mit Lukas Hallfing zusammenstieß.

Lukas war einer dieser typisch coolen Jungs – die anderen Jungen blickten entweder zu ihm auf oder taten zumindest so, um sich keinen Ärger einzuhandeln. Die meisten Mädchen unseres Jahrgangs sowie der Klassen darunter standen scheinbar auf ihn, wobei das natürlich niemand mit mir besprach, aber es war schwer zu übersehen.

Genau genommen war er der einzige Punkt, in dem Sinas und meine Meinung nicht nur verschieden waren, sondern entgegengesetzt – sie fand ihn „ganz okay“, mit leuchtend roten Wangen und glänzenden Augen auf die Tür starrend, hinter der er gerade verschwunden war, und ich ...

Mochte ihn nicht.

Was eine freundliche Umschreibung war dafür, dass er meine Liste voller Leute, die ich nicht ausstehen konnte, an erster Stelle anführte. Möglicherweise spielte da eine Rolle, dass meine Hefte immer wieder mal einfach verschwanden und mit großen Tintenklecksen wieder auftauchten, oder dass ich bereits mehrere Pausen auf der Toilette damit verbrachte, diverse Flüssigkeiten aus meiner Kleidung zu waschen, die zufällig ausgeschüttet worden waren.

„Pass doch auf, blinde Kuh!“

Ich machte einen kleinen Satz zur Seite, als Lukas mich anblaffte.

„Tut mir Leid, das wollte ich nicht. Entschuldige.“

Er öffnete den Mund zu einer – zweifellos gehässigen – Bemerkung, aber ich hatte Wichtigeres zu tun, als mir seine geistigen Ergüsse anzuhören. Ich schob mich an ihm vorbei auf den Flur, wo mich – zu meiner großen Verwunderung – die Zwillinge erwarteten.

„Was macht ihr denn hier?“

Alessandra grinste frech. „Vertretung! Frau Wollny hat uns eher gehen lassen, weil sie heim wollte.“

Was für ein Zufall! Ich legte die Arme um sie und öffnete den Mund, als jemand mich unsanft von hinten anrempelte.

„Hey, Blindschleiche! Geh mir aus dem Weg!“

Ich drehte mich um. Lukas grinste spöttisch, die Arme vor der Brust verschränkt. Hinter ihm sammelte sich langsam der Rest der Klasse, zweifellos in der Hoffnung auf einen spannenden Start ins Wochenende - aber da musste ich sie leider enttäuschen.

Wortlos zog ich die Zwillinge mit zur Tür und lauschte dem schallenden Gelächter hinter uns mit brennenden Wangen. In der Regel war ich gut darin, solche Situationen zu ignorieren. Die Scham einfach hinunterzuschlucken und so zu tun, als würde es mir nichts ausmachen. Ich wusste schon lange, dass ich ein Feigling war -aber vielleicht war das so etwas wie ausgleichende Gerechtigkeit? Schließlich hatte ich Silber. Und das wog alles andere auf.

Wir kamen natürlich trotzdem zu spät. Irgendein Witzbold hatte sich an meinem Rad vergnügt und die Luft aus den Reifen gelassen sowie die Handpumpe versteckt, weshalb ich mir erst eine vom Hausmeister besorgen durfte.

Als wir endlich mit roten Gesichtern in den Hof einbogen, erwartete Gunther uns jedenfalls bereits mit laufendem Motor und ungeduldig tippendem Fuß. Ich verabschiedete mich hastig von den Mädchen und hüpfte auf den Beifahrersitz des Range Rovers.

Nach einer langen, schweigsamen Fahrt war ich fast enttäuscht, das große Schild zu sehen, das den

Pferdehändler ankündigte. Ich hatte es genossen, für eine knappe Stunde niemandem zuhören oder etwas erklären zu müssen, einfach nur dasitzen und aus dem Fenster starren. Wir zuckelten die gewundene Auffahrt mit dem schlecht gekiesten Boden hinauf, die Gunther immer zum Jammern brachte, dass sein Wagen hinterher nur noch zum Verschrotten geeignet sein würde. Ich blendete das Gebrummel aus und beobachtete die Pferde auf den Paddocks, wohl wissend, dass es Koppelgang auf diesem Hof nur für die gut zahlenden Einsteller gab. Es war nicht mein erster Besuch bei diesem Händler. Vicky und Gunther kauften und verkauften hier des Öfteren Ponys und Pferde, wobei ich sie jedes Mal mit gemischten Gefühlen begleitete. Klar, es war spannend, neue Ponys kennenzulernen und zu reiten, aber ...

Ich mag den Kerl nicht.

Der Händler war mir zu schmierig. Unehrllich. Er katzbuckelte vor potentiellen Kunden, vollkommen der joviale, gutmütige Kerl, der kein Wässerchen trüben konnte – und sobald diese wegsahen, behandelte er seine Angestellten wie den letzten Dreck. Wobei ich, in seinen Augen, offenbar nicht in die Kategorie potentieller Kunden fiel und damit am eigenen Leib erfahren hatte, wie er wirklich war.

Die Pferde waren für ihn reine Handelsware. Versprachen sie einen guten Preis, wurden sie auf Händen getragen; wenn nicht, landeten sie nach zwei, drei Monaten beim Schlachter. Es hätte mich

auch nicht überrascht zu erfahren, dass er krumme Geschäfte machte oder seinen Pferden beim Verkauf ein wenig ... *nachhalf*, aber bis jetzt hatte ich darüber nur Gerüchte gehört – und ich versuchte allgemein, mir eine eigene Meinung über Leute zu bilden.

Wobei ich ihm das definitiv zutraue.

„Gunther, altes Haus! Wie geht`s dir? Laufen die Geschäfte?“

Wenn man vom Teufel spricht ...

Ich unterdrückte einen Seufzer, als der beleibte Mittvierziger Gunther umarmte – auf männlich-kumpelhafte Art, versteht sich – und auf die Schulter klopfte. Ich hielt mich im Hintergrund, was dadurch erleichtert wurde, dass meine Anwesenheit bereits vergessen worden war, und folgte den Männern in den Stall, wo der Händler Gunther seine Pferde anpries. Ich hielt ein wenig Abstand und musterte die Pferde, mit einem Ohr die wenigen sachlichen Informationen aufnehmend, die der Händler preisgab – Alter, Rasse, Name. Wobei selbst diese Angaben noch mit einem Körnchen Salz genommen werden mussten; bei mehreren Ponys, die Vicky hier gekauft hatte, waren wir uns ziemlich sicher, dass der Händler ihnen großzügig ein paar Jährchen weggedichtet hatte.

Eine kräftige gescheckte Stute fiel mir ins Auge und ich blieb stehen, um sie genauer zu betrachten. Der Händler hatte behauptet, sie sei eine Paint-Stute; ihre dunkelbraunen unregelmäßigen Flecken

bildeten ein hübsches Muster. Sie hatte eine kräftige, gut bemuskelte Brust und Hinterhand, aber einen etwas zu langen Rücken – nicht schlimm, aber man musste darauf achten. Ihr lebhaftes Ohrenspiel verriet Interesse an der Umgebung, und die großen Augen musterten mich wachsam. Sie streckte die Nase vor und schnupperte an meiner erhobenen Hand. Lächelnd streichelte ich sie, bevor ich weiter die Stallgasse entlang schlenderte.

Besonders fielen mir ein großer Rappwallach, eine Lippizanerstute sowie ein Camarguewallach und ein umwerfend schöner Goldfuchs ins Auge.

Zu den Männern gesellte sich nun eine etwa dreißigjährige Blondine – die Bereiterin, Nina Irgendwie. Sie passte charaktermäßig perfekt zu ihrem Chef – nach außen hin die Liebenswürdigkeit in Person, zu den Pferden jedoch alles andere als nachsichtig. Ich schloss zu ihnen auf, genau in dem Moment, als Gunther sich suchend nah mir umsah.

„Ach, da bist du. Wen, glaubst du, darfst du reiten?“

Das war ein altes Spiel zwischen uns, wenn Vicky nicht dabei war: Ich suchte Pferde aus, und er tat so, als hätte er genau die gleiche Idee gehabt und ließ mich zur Probe reiten.

„Die Paintstute, der Rappe und der Fuchs da, vielleicht auch die Lippizanerstute und der Camarguewallach. Oder?“